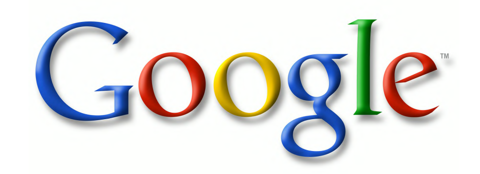
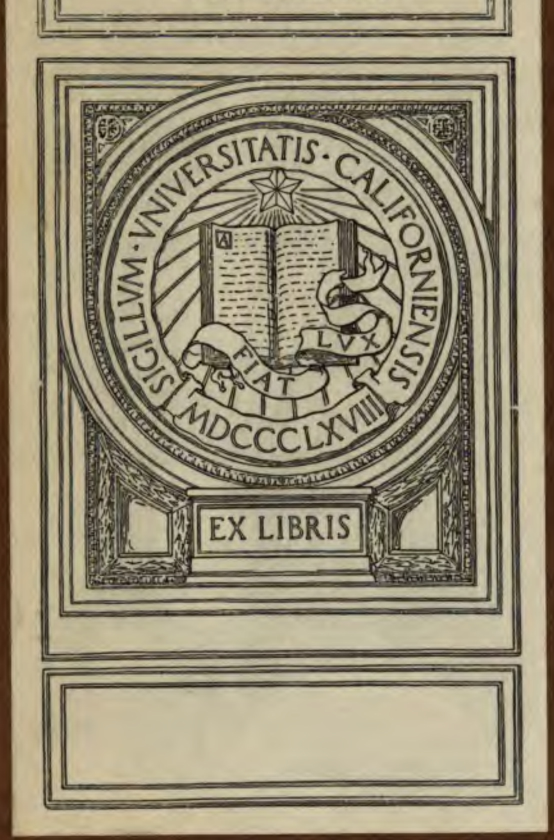



UC-NRLF
$B 48 671


SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Bilder von Amrum

und seinem



Christlichen Seehospiz

nebst einem

ärztlichen Bericht.

Bielefeld.
Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel.
1893.



Prinzenhaus.

Familienhaus Nr. 2 des Seehospizes, welches im Sommer 1892 Ihrer Königlichen Hoheit Irene, Prinz'eß Heinrich von Preußen zur Wohnung diente.

Bilder von Amrum.

Von
R. Eckardt,
Pastor in Altenburg.

I.

Die Hinreise.

Eine steife Brise wehte uns entgegen — uns Landratten kam sie fast wie die Westentaschenausgabe eines Sturmes vor —, als wir auf dem schönen Raddampfer „Cobra" uns durch das Gewirr der Schiffe in St. Pauli, der Hafenvorstadt Hamburgs, hindurchwanden. Schon die Elbe zeigte ansehnliche Wellen und die Ruderboote tanzten lustig auf und nieder.

Das Deck war dicht besetzt; es mochten mehr als zweihundert Menschenkinder sein, die nach den schleswigschen Inseln fuhren. Die hochelegant ausgestatteten Salons lockten vorläufig noch niemand in ihre Tiefen nieder; es gab ja droben viel des Interessanten zu sehen, große Dampfer, die vor Anker lagen, kleine, flinke Boote, die von einer mit Benzin geheizten Maschine getrieben werden, dann wieder Segler aller Größen. Und vom Ufer herüber winkten die Parks und die Villen von Blankenese, den Fremden Rufe der Bewunderung entlockend, sodann die grünen Marschen bei Glückstadt, oder links die gefürchteten Elbinseln. Ja, die gute, träge Mutter Elbe, so behäbig sie aussieht, ist doch auch eine Nixe und hat als solche ihre Tücken. Das zeigten uns drei Dampfer. Der größte von ihnen war festgefahren, und es wurde eifrig daran gearbeitet, ihn frei zu machen. Schlimmer war es dem zweiten ergangen: nur Schornstein und Mast ragten aus der trüben Flut hervor, und eine Taucher-gesellschaft mühte sich, das wertlose Wrack wegzuschaffen, welches das Fahrwasser zum Teil sperrte. Es mochte dieselbe Gesellschaft sein, welche den dritten Dampfer gehoben hatte, der in zwei Stücke zer-borsten drüben auf dem Sande lag. Mit einer Ladung Reis, die auf 500 000 Mark geschätzt war, war er auf den Grund gerannt; während er sich mühte, loszukommen, wurde er von einem andern Dampfer mitten auseinander gefahren, da der Kapitän versäumt hatte, Laternen aufzustecken. Die Regierung schloß nun mit einer Taucher-gesellschaft ab; bis zu einem bestimmten Tage mußte das Fahrwasser frei sein, jeder Tag mehr kostete der Gesellschaft 500 Mark, jeder weniger brachte ihr 1000 Mark: sie hatte 20 Tage vor dem be-dungenen Termine ihre Aufgabe gelöst! Die Ladung des verunglückten Schiffes wurde verkauft — für 2000 Mark.

Vorsichtig passierte die „Cobra" die gefährlichen Stellen, und vorwärts ging es bald mit vollem Dampf. Immer mehr traten die Ufer zurück, immer stärker wurden die Wellen. „Cuxhafen!" hieß

es. Wir legten an und nahmen noch viele Passagiere ein. Dann sagten wir dem Festlande Lebewohl, glücklichere Seefahrer als die, auf welche drüben der riesige Auswandererdampfer „Bismarck“ wartete; wir schieden ja nur auf einige Wochen von der lieben Heimat, um dann gestärkt zurückzukehren. Für die meisten Passagiere jenes Ungeheuers, das da drüben regungslos harrte, galt es dagegen: Lasciate ogni speranza — ade auf immer, Vaterland!

Wir waren alle frohen Mutes. Ahnten doch die wenigsten, was für schreckliche Stunden sie durchleben sollten. Nur die Bemannung des Schiffes sah die kommenden Dinge voraus und schaute mit bösem Lächeln auf die lustige Menge. Einstweilen freuten wir uns noch des kräftigen Windes. Das Vorderdeck übte auf viele eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus; es war so schön, am Vordersteven stehend sich von der frischen Seeluft gründlich durchwehen zu lassen, hinauszublicken in die endlose Ferne oder hinabschauend zu sehen, wie das Schiff die mächtigen Wellen durchschnitt. Auch die Kommandobrücke hatte zahlreiche Liebhaber gefunden. Die Mehrzahl aber hatte sich auf dem Hinterdeck unter dem großen Sonnensegel häuslich eingerichtet. Besonders die Damenwelt hatte sich hier niedergelassen.

Andere Passagiere gingen beständig rundum, unermüdlich bald das ganze Deck umschreitend, bald den Maschinenraum aufsuchend, bald die Kajüten unsicher machend. Sie mochten wohl ihre stillen Absichten dabei verfolgen: eine unbestimmte Ahnung sagte ihnen, daß sie durch fortgesetzte Bewegung vielleicht einem fürchterlichen Geschicke entgehen könnten.

Das Schiff begann zu schaukeln; bald war das Vorder-, bald das Hinterdeck hoch. Zunächst machte das noch Vergnügen. Die lustigen Luftschnapper am Vordersteven verfolgten mit dem ganzen Körper die Bewegungen des Schiffes, aber zwei davon mußten mit Schrecken bemerken, wie ihre schönen Hüte auch beweglich wurden, hoch in die Luft flogen und dann im Meere verschwanden. Darob allgemeines schadenfrohes Gelächter.

Und jetzt kletterte eine Welle am Bug empor, und platsch! hatten wir Vornstehenden einen nassen Gruß des Meeres über den Kopf, und platsch! einen zweiten, einen dritten. Wir schüttelten uns lachend und wollten unseren Platz noch weiter behaupten, aber der Kapitän ließ uns wegweisen. Es war indessen nicht so leicht, den Rückzug zu bewerkstelligen. Mit großer Anstrengung hatten wir uns gegen den immer stärker gewordenen Wind bis vornhin durchgekämpft. Jetzt, da wir ihn im Rücken hatten, war es noch viel schwerer, sich dagegen zu stemmen. Und dazu das nasse schlüpfrige Deck! Wir hatten kaum einige Schritte gethan, so jagte uns der Wind vor sich her, wir glitten aus und setzten uns zum allgemeinen Ergötzen unsanft nieder.

Aber das schadenfrohe Lachen sollte den Meisten bald vergehen. Immer gewaltiger wurden die Wellen, überschlugen beständig das ganze Vorderdeck, häufig die Mitte, ja bisweilen auch das Hinterdeck.

Und das Unangenehmste war, daß das Schiff nach rechts und links zu schleudern anfing. Bald war das Rad am Backbord, bald das am Steuerbord hoch außer Wasser, während das andere tief eintauchte. Da ließ sich das bleiche Schreckgespenst der Seekrankheit nicht länger bannen. Und wer ihm ins hohle Auge geschaut hatte, der sank auf eine Bank oder schwankte in die Kajüte. Die arme Menschheit wehrte sich verzweifelt. Jeder kannte ein unfehlbares Mittel: der eine vertilgte krampfhaft Beefsteaks, Schinkenbrötchen und Sardellen, der andere wollte ganz wie daheim leben, der Dritte aß gar nichts, der Vierte goß unglaubliche Mengen Cognac hinunter, ein Herr trank Portwein mit Angosturabitter und brachte es nach und nach auf zehn Glas — und die Seekrankheit kümmerte sich um das Eine so wenig wie um das Andere. Immer mehr lichteten sich die Reihen auf Deck, und immer wilder wurde die See. Eine ungeheure Woge stieg kniehoch über das Hinterdeck und spülte alles nach der andern Seite hinüber. Ein starker Windstoß zerriß das Sonnensegel und verbog die Eisenstangen, die es hielten. Da war es mit der Gemütlichkeit vorbei. Wir waren ein Häuflein von etwa fünfzehn Personen, die der Seekrankheit trotzend noch auf dem Verdeck ausharrten, alles andere lag unten; da unten aber war's fürchterlich. Und oben nicht viel besser. Da waren zwei wackere Anhaltiner mit ihren Frauen, schlichte Landleute, die Helgoland besuchen wollten. Die Frauen ließen es sich nicht ausreden, daß wir uns im entsetzlichsten Sturme befänden und untergehen müßten, und weinten bittere Thränen. Umsonst versicherten wir, das sei nur eine etwas sehr steife Brise; sie schüttelten ungläubig den Kopf. Schließlich fragte mich einer der guten Ehemänner, ob man rückwärts von Helgoland aus nicht lieber per Eisenbahn reisen könnte, und war sehr betrübt, als ich das verneinte.

Doch alles geht vorüber auf Erden, auch eine Seefahrt. Endlich erschien Helgoland am Horizont. Es dauerte freilich noch sehr lange, ehe wir unter den Schutz der Insel kamen, aber es geschah schließlich doch. Allerdings konnte man hier nicht sagen: „Was lange währt, wird gut." Es war von Schutz nicht sehr viel zu merken. Die See war so erregt, daß das Schiff auch noch erheblich schwankte, als es hinter der Insel ankerte. Da erhob sich denn ein neuer Jammer, als das Ausbooten begann. Viele waren noch so apathisch, daß sie nicht aufstehen wollten, andere schauderten, als sie die Wellen erblickten, auf denen sie in einem armseligen Ruderboote zu des Deutschen Reiches neuester Errungenschaft gleiten sollten. Schließlich ging aber alles gut von statten.

Wir sahen nur wenig von der Insel, da sie uns durch dichten Regen verhüllt wurde. Nach einiger Zeit dampfte die „Cobra" wieder ab. Die alten Leiden erneuerten sich und sehnsüchtig blickten wir nach Amrums Küste aus. Allmählich legte sich der Wind etwas, und bleiche Gesichter tauchten aus der Unterwelt empor. Der Amrumer Sand kam in Sicht, und eine große Herde Seehunde, die auf ihm lagerte, wurde mit Interesse durch Ferngläser betrachtet.

Wieder nach einer Weile zeigte sich zur Rechten in der Ferne die Hallig Langeneß, und bald darauf sahen wir den Leuchtturm von Amrum. Zweieinhalb Stunden nach der vorgeschriebenen Zeit waren wir an der Südspitze der Insel. Ein kleiner Dampfer, ein früheres dänisches Kanonenboot, das 1864 in den Amrumer Gewässern genommen worden war, legte an der „Cobra" an und brachte uns ans Land. Trotzdem schon Ebbezeit war, schlug noch jede Welle über Bord, sodaß wir völlig durchnäßt landeten. Bereitstehende Wagen beförderten uns ins Seehospiz.

Wir hatten die Nordsee von einer höchst interessanten, aber doch etwas ungemütlichen Seite kennen gelernt. Nicht immer ist sie so kaprizìös, sondern sehr häufig im Sommer nur wenig bewegt, sodaß die Fahrt eine äußerst angenehme ist und fast von allen Passagieren ohne Seekrankheit bestanden wird. Für ängstliche Leute giebt es übrigens eine bequemere Reise nach Amrum; bis Niebüll führt die Eisenbahn, von da bis Dagebüll werden die Reisenden zu Wagen gebracht, und dann haben sie nur noch eine ganz kurze Fahrt durch das Wattenmeer zu machen.

II.

Die Insel.

Amrum! Noch vor wenigen Jahren war wohl dieser Name vielen Mittel- und Süddeutschen, die mit Recht auf „Bildung" Anspruch machen, nicht so bekannt wie Dar es Salaam und Mpwapwa. Nur die Endung auf um ließ vermuten, daß das Ding ähnlich wie Borkum, Husum u. s. w. in der Nordseegegend zu suchen sei. Wie man aber zu diesem rätselhaften Dinge gelangen könne, darüber war sehr schwer Auskunft zu haben. Selbst der „große Hendschel" wußte 1889 noch nichts darüber anzugeben.

Und heute? Heute ist es unzweifelhaft, daß Amrum eine Zukunft hat. Ja, es hat schon eine bedeutende Gegenwart durch die Gegenwart einer hohen Persönlichkeit. Durch den Sommeraufenthalt Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeß Heinrich von Preußen hat Amrums Name einen guten Klang erhalten. Und wer Amrum kennen lernte, der wundert sich nicht, daß die hohe Frau jene einsame Insel aufsuchte. Sehen wir uns einmal die Insel näher an.

Sie liegt südlich von Sylt und hatte schon von jeher einen guten Ruf bei Austernhändlern: ihre Austernbänke sind für 16 000 M. jährlich an eine Hamburger Gesellschaft verpachtet.

Die Insel ist reichlich 2½ Stunden lang und in der Mitte etwa ¾ Stunden breit. Sie mißt etwa ½ Quadratmeile. Ich hatte mir unter ihr einen großen Sandhaufen vorgestellt, und der erste Eindruck schien das zu bestätigen. Die Dampfer landen an der Südspitze, die den ominösen Namen Wittdün trägt. Sie ist in der That eine kahle, weißglänzende Düne mit stiebendem Sand. Aber wenn man nordwärts fährt, bekommt man bald eine bessere Vorstellung von der Insel. Staunen erregen zunächst die reich entwickelten, durchaus nicht überall öden

Dünen, die sich bis 105 Fuß hoch erheben. Uebersteigt man die erste Kette, so glaubt man in einem Miniaturgebirge zu sein. Da giebt es schroff abfallende Wände, kegelförmige Berge, sanftgewölbte Rücken in malerischem Wechsel, und dazwischen weite und enge Thäler, bald grün bewachsen, bald mit Steinen übersät wie ein Gletscherfeld, bald schwarzen Moorgrund zeigend, der von dem weißen Sande sich scharf abhebt. An den höchsten Dünen ziehen sich Ringelpfade empor, dazwischen winden sich tiefe Schluchten, den „Klammen“ des Hochgebirges vergleichbar. Einige Phantasie gehört allerdings dazu, sich in eine Alpenlandschaft versetzt zu denken, aber mit etwas gutem Willen geht es. Und dieser gute Wille findet sich, wenn man sich hinstreckt in eine windgeschützte Senkung und die eigenartige Umgebung auf sich wirken läßt. Ein seltsames Lied singt der unablässig rieselnde Sand, den der Wind landeinwärts treibt, und das Meer hinter dem Dünenwall spielt als unsichtbares Orchester die gewaltige Begleitung; da wirst du eindringlich erinnert an die Flüchtigkeit alles Irdischen und an die tiefe, dunkle Ewigkeit, die aus unsichtbarer Ferne ihre ernsten Töne zu dir herübersendet. Der Wind, der die Dünen Körnlein für Körnlein vor sich her jagt, er ist der Atem des Meeres; die Zeit, die dein Leben Stück für Stück entführt, ist der Hauch der Ewigkeit, die alles in ihre Tiefen hinabzieht, um es an fernen Küsten zu einem neuen, schöneren Dasein erstehen zu lassen. — Und in dein Sinnieren, du ernster Träumer, lacht das dunkelblaue Dünenveilchen, das in großer Menge im Sande blüht, und beweist dir, daß ein fröhliches Herz auch auf kümmerlichem Boden sein Glück zu finden weiß. Oder schaue hin in die Dünenthäler, wo das hellleuchtende Grün der Krähenbeere, das silberne Gezweig der Kriechweide und die versteckteren Triebe des schattenliebenden Farns dir entgegenwinken und dir es beweisen, daß auch in dieser kargen Gegend noch Schöneres gedeiht als der lanzentragende, kampfgerüstete Sandhalm und der schwermütig knirrende, raschelnde Strandhafer! Da kannst du es lernen, du pessimistisch angekränkeltes Menschenkind, daß trotz aller malenden und dichtenden und raisonnierenden Realisten in der wahren Realität die unverwüstliche Schönheit des Lebens durch alle Häßlichkeit und Aermlichkeit siegreich hindurchbricht. Gottes Erde ist doch noch etwas anderes als ein Spital oder ein Komposthaufen!

Doch genug des Spintisierens. Auch der Mensch hat einen sonderbaren Schmuck in die Dünen hineingepflanzt, einen riesigen Schachthalm — den **Leuchtturm.** Ungefähr in der Mitte der Insel erhebt sich der stattliche Bau auf der Höhe der Dünenkette. Amrum besitzt den höchsten Leuchtturm in der Nordsee. 316 Stufen führen zu der über manneshohen Lampe empor, die durch ihre zahlreichen Prismen ein helles, leitendes und warnendes Licht auf das Dunkel des Meeres hinausstrahlen läßt, vier Sekunden lang aufblitzend, 16 Sekunden sich verdunkelnd. Die kunstvolle Maschine ist in Paris gearbeitet. Das Licht ist 6 Meilen im Umkreise sichtbar, da es aus einer Höhe von 67 Meter über dem Meere leuchtet. Der Leuchtturm

hat ½ Million Mark gekostet; der Leuchtapparat allein ca. 70 000 Mark. — Von der Gallerie bietet sich uns eine großartige Aussicht. Wir überschauen die ganze Insel. Im Norden winkt Sylt herüber, dort im Osten breitet sich das fruchtbare Föhr aus, dessen drei Kirchen wir deutlich erkennen, und im Süden ragen wie Burgen im Meere die Häuser der Hallig Langeneß auf ihren Werften empor. Und nun gar ein Blick nach Westen! Da wogt es anscheinend ohne Grenzen dahin, das nimmer ruhende Meer mit seinen weißschäumenden Wellen. Wer an einem besonders klaren Tage droben steht, der soll sogar den Leuchtturm von Helgoland noch wahrnehmen können.

Wenn wir von den Dünen ostwärts niedersteigen, so kommen wir in eine weit ausgedehnte Haide. Braungrün dehnt die Ebene sich hin, nur hier und da unterbrochen von einem Hügel, den Menschenhand in uralter Zeit auftürmte, einem **Hünengrab,** in dem vielleicht ein Cimber schlummert, dessen Enkel gegen Marius kämpfte. Wie so ganz anders wurde der Ahne begraben, dem die Genossen auf nordischer Haide das Ehrenmal errichteten, wie ganz anders der Enkel, den Feindeshand im schönen Italien einscharrte! Und doch eine Traumwelt heute dort zwischen den Marmortrümmern Welschlands, eine Traumwelt auch hier auf der friesischen Haide. Ein zarter Dunst, nicht Nebel und nicht Sonnenglanz, aber ein Gewebe von beiden, zittert auf der weiten Fläche. Wie ruht es sich hier so gut! Hierher dringt noch nicht der Lärm menschlichen Treibens, hier kannst du einmal in vollen Zügen erquickende Einsamkeit genießen. Um dich her blüht die reizende rosafarbene Glockenhaide, eine unserer schönsten Erikaarten, und der goldgelbe Ginster. Ueber dir schmettert in den Lüften die Lerche ihr Lied, und kleine Bienen umsummen dich; hier und da schlüpft eine schillernde Lazerte vorüber, im Haidekraut raschelnd — sonst alles still.

Wir schreiten weiter in die Haide hinein. Da stoßen wir auf andere Gesellschaft; hochbeinige Austernfischer, die uns nahe herankommen lassen, stolzieren umher und prunken mit ihren langen roten Schnäbeln und ihrem schimmernden Gefieder. Sie zeigen die Nähe eines Gewässers an. Wir erblicken zunächst nur einen mannshohen Wall, um den sich ein tiefer Graben zieht. Wir würden uns aber gründlich irren, wenn wir etwa einen Ueberrest mittelalterlicher Befestigungen hier vermuteten: wir haben eine **Vogelkoje** vor uns. Jenseits des Walles befindet sich die eigentliche Anlage, in deren Mitte ein ziemlich großer Teich, von dem kanalartige Arme nach allen vier Himmelsrichtungen auslaufen. Das Ganze ist von Mauern und Schilfwänden derart umschlossen, daß ein Mann herumgehen kann, ohne vom Teiche aus bemerkt zu werden. Viele Tausende von wilden Enten werden alljährlich im Herbst hier gefangen und zwar geschieht dies auf folgende Weise: Auf dem Teiche schwimmen 40 bis 50 gezähmte Enten, welche die wilden anlocken. Der Vogelfänger streut nun Futter in den Kanal, in dem er bei dem Fang keinen Verrat durch den Wind zu befürchten hat; der Kanal ist mit

Netzen überspannt, wird immer enger und endigt in einer Art Reuse, durch die nur eine Ente durchschlüpfen kann. Dahin werden die Enten, die dem Futter nachgegangen waren, allmählich getrieben; die herauskommenden wilden werden getötet, die zahmen, die an den gestutzten Flügeln erkenntlich sind, wieder in den Teich gesetzt. Das Geschäft ist ein äußerst einträgliches, erfordert aber viel Gewandtheit. Die Koje gehört 80 Familien gemeinschaftlich. Eine ganze Stunde im Umkreise darf vom 1. Juli an nicht geschossen werden, damit die Enten sich ungestört an den Ort gewöhnen.

Wir verlassen diese interessante Prosa inmitten der monotonen Haidepoesie und wenden uns noch weiter ostwärts. Da wird das Haidekraut von grünen Weideflächen abgelöst. Kühe und Schafe, auch Pferde, an Seilen angepflockt, lagern da im Grase.

Je mehr wir uns dem Wattenmeere nähern, desto fruchtbarer wird das Land. Da sehen wir die schönsten Triften und auch Felder, die ganz leidliches Getreide hervorbringen. Nur Baum und Strauch fehlen, aber doch nicht ganz. Im Schutze der Dörfer gedeihen auch sie.

Amrum hat vier Ortschaften mit zusammen 800 Einwohnern. Süddorf, Norddorf, dazwischen Nebel, im Südosten Steenodde, Nebel ist das Kirchdorf; in einer Thalmulde gelegen, macht es einen sehr freundlichen Eindruck. Es ist ganz in Grün gehüllt. Hier, wo der rauhe Nordwest nicht hereinkann, stehen ganz schöne Obstbäume, und auf das Ueppigste schlingt sich der duftende Jelängerjelieber um Lauben und Zäune. Auch in den anderen Ortschaften finden wir kleine Baumgärten, und besonders bei dem Gasthofe „Zum lustigen Seehund" in Steenodde sitzt sich's angenehm unter den Bäumen. Aber auch die „Erholung" in Nebel und das Gasthaus in Norddorf bieten ihren Gästen bei einem guten Glase Bier wirklichen Baumschatten.

Und so wollen wir uns in Nebel ausruhen und uns für weitere Wanderungen stärken; die Damen können sich sogar in einer Konditorei erfrischen. Wer nicht müde ist, der kann zu Christian Schmidt oder zu Frau Quedens gehen und sich ein Andenken kaufen; letztere hat besonders reizende Seehundsartikel zu sehr mäßigen Preisen.

III.

Die Bewohner.

Die Bewohner Amrums, meist schlanke, hochgewachsene Gestalten, gehören dem friesischen Volksstamme an und wissen sich darauf etwas zu gut. Die Bevölkerung spricht durchweg gutes Hochdeutsch, daneben kennen viele auch das schleswigsche Platt; untereinander aber reden sie nur friesisch. Es ist ein Beweis für die Zähigkeit des Volkes, daß es seine Sprache gewahrt hat, obgleich die Schule ihren Unterricht hochdeutsch erteilt. Und Friesisch ist kaum noch ein bloßer Dialekt zu nennen, es ist so eigentümlich geartet, daß es auch der benachbarte Plattdeutsche nicht versteht. Das Völklein weiß seine Sprachinsel ebenso ausdauernd und schier mit mehr Glück gegen das

umbrandende Meer des nivellierenden Hochdeutsch zu verteidigen, als es sein abbröckelndes Land gegen die gefräßige Nordsee behauptet.

Es ist keine Seltenheit, daß auch Englisch verstanden und gesprochen wird. Bei den Männern ist das erklärlich, da sie großenteils Seefahrer sind; bei den Frauen, die ihre Scholle selten verlassen, ist es bewundernswürdig. Der Bildungsgrad der Bevölkerung ist aber überhaupt ein weit über das Gewöhnliche hinausgehender. Mancher großstädtische Arbeiter, der mit Geringschätzung auf die „noch nicht aufgeklärten“ Leutlein im entlegenen Winkel blickt, würde bei näherer Bekanntschaft mit ihnen den Kürzeren ziehen müssen. Durch die Hotelbauten sind Hamburger Arbeiter auf die Insel gekommen und zum Teil dageblieben; die Eingeborenen aber, obschon keineswegs wohlhabender als sie, fühlen sich ihnen bedeutend überlegen und sehen es höchst ungern, wenn ein Amrumer Mädchen einen solchen fremden Burschen heiratet. Die Socialdemokratie hat natürlich die Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen und bei jenen Bauten versucht, ihre Agitation auch in dieses versteckte Stück Deutschlands zu tragen, aber bis jetzt ohne Erfolg, und es scheint mir, daß der freie, helle Sinn der Amrumer sich nie unter das Joch der Zuchthausstaatsidee beugen wird. Zudem, was kann der Zukunftsstaat ihnen bringen? Sie besitzen mehr Land, als sie bebauen mögen. Doch davon nachher.

Die Leute haben außer der Schule zwei Bildungsmittel: den Weltverkehr und Buchlektüre. Das verflachende Zeitungslesen hat hier natürliche Hindernisse: im Sommer ist dazu keine Zeit vorhanden, im Winter mangelt die regelmäßige Verbindung mit dem Festlande, so daß die Intelligenz nicht brockenweise alltäglich vorgeschnitten werden kann. Die Inseln sind im Winter mitunter wochenlang ohne Postverbindung. Als Kaiser Wilhelm I. gestorben war, feierten die Bewohner der Hallig Hooge wie gewöhnlich am 22. März seinen Geburtstag, da sie ihn noch am Leben wähnten: seit dem 7. März hatte kein Schiff zu ihnen durchdringen können. Unter solchen Umständen ist der Insulaner auf Bücher angewiesen, wenn er Befriedigung seines Lesebedürfnisses sucht. Und er liest mit Verständnis. Ich habe gestaunt, wenn ich hörte, wie sicher und treffend schlichte Frauen über das Gelesene urteilten. Ein wirklicher Volksschriftsteller, der so recht nach dem Geschmacke der Leute dort schreibt, scheint besonders N. Fries zu sein.

Auch der Weltverkehr wirkt günstig auf die Inselbevölkerung. Dieselben Leute, die von dem Tode ihres Kaisers später Nachricht erhalten als die Chinesen, haben doch zur weitesten Ferne Beziehungen. Es ist Tradition, daß die jungen Männer zur See gehen. Fischerei wird fast gar nicht betrieben, so daß die Hotels ihren Bedarf an Seefischen meist aus Hamburg beziehen, und der Ackerbau will über die bescheidensten Anfänge nicht hinaus und liegt fast ganz in den Händen der Frauen. Es giebt genug ertragsfähigen Boden, aber der Amrumer baut nur, was er fürs Haus bedarf. So liegen ganze Strecken viel länger brach, als es nötig wäre. Düngung wird wenig

angewendet; wo sollte auch das Material dazu herkommen, da das Vieh den ganzen Sommer hindurch auf der Weide ist?

Der Ackerbau ist eben den meisten quantité negligeable, da das Seefahren viel einträglicher ist — und interessanter obendrein. Da kann der junge Bursche seiner Annina von Brasilien oder sonst einer schönen Gegend aus Wunderdinge schreiben, und der Zimmerschmuck seiner engen Wohnung blickt oft fremdartig auf den Kurgast hernieder. Mancher Amrumer bleibt auch im fernen Lande und sendet aus Chicago oder San Francisco den Eltern die Photographie der deutschen Braut, die er dort fand. Die meisten aber erstreben als Ziel ein behagliches Dasein in der Heimat. Die Leichensteine auf dem Kirchhofe zu Nebel berichten von so manchem, der so und so viel Jahre als Steuermann oder erster Harpunierer oder auch als Kapitän zur See war und dann die übrige Zeit seines Lebens ruhig daheim verbrachte, bis er die letzte große Fahrt thun mußte. Und an dem Zaune manches wohlgepflegten Gartens lehnt ein gebräunter Mann in den besten Jahren, der sich bereits genug erwarb, um in seiner Familie von den überstandenen Mühen und Gefahren rasten zu können.

Es ist freilich ein bescheidenes Heim, das sie nach ihren Weltfahrten aufnimmt, aber gerade so gefällt es ihnen. Sie, die New-Yorks Paläste schauten, bauen sich ihr Haus doch ganz wie die Väter, einstöckig, mit einem winzigen Giebel, aus kleinen Ziegelsteinen, die sie sich aus den Marschen kommen lassen.

Handwerker giebt es verhältnismäßig nicht viele. Meistens ist jeder sein eigenes Faktotum; ein echtes Amrumer Kind versteht alles, es ist Maurer, Zimmermann, Tischler, Glaser, Anstreicher, Dachdecker (meist noch Schilf als Material nehmend) u. s. w. in einer, eigner Person.

Zu der sehr kleidsamen Nationaltracht der Frauen werden meist selbstverfertigte Stoffe verwendet. Die feinen Silberfiligransachen dagegen, welche zum Sonntagsstaate gehören, Knöpfe, Broschen, Ohrringe und Ketten, werden in Wyk auf Föhr gearbeitet.

Neuerdings sind andere Erwerbszweige hinzugekommen. Seit einigen Jahren ist Amrum Badeort geworden, und die Spekulation hat sich dort festgesetzt. Auf Wittdün sind vier große Hotels entstanden, mehrere weitere sind daselbst schon geplant, und man weiß nicht, was noch werden mag. Ferner hat in der Mitte der Insel bei der sogenannten Satteldüne der deutsche Offizierverein ein geräumiges Kurhaus errichtet, und endlich — last not least — ist im Norden ein christliches Seehospiz erbaut worden. Dadurch haben sich neue Einnahmequellen erschlossen. Das Personal der Hotels besteht fast ausschließlich aus Insulanern — ausgenommen die Kellner und wohl auch die Köchinnen — andere suchen ihren Verdienst durch Lohnfuhrwerk zu Wasser und zu Lande; es werden häufig Segelpartieen veranstaltet, die nicht zu teuer, aber doch gut bezahlt werden (16 bis 20 Mark pro Boot und Tag, also pro Person 1—2 Mark), und der Verkehr zwischen den Hotels ist auch ziemlich rege. Andere

vermieten sich zur Seehundsjagd, die von vielen Fremden leidenschaftlich betrieben wird; für das Boot sind hierbei 15 Mark zu zahlen, gleichviel ob die Jagd nur einige Stunden oder einen ganzen Tag dauert, außerdem noch für jedes erlegte Tier 3,50 M. Schußprämie, wenn der glückliche Schütze das Fell für sich haben will. Es ist also ein kostspieliges Vergnügen und oft ein zweifelhaftes obendrein. Die Herren Seehunde, so faul sie sind, haben es doch bald gemerkt, daß die Besuche, die man ihnen auf ihren einsamen Sandbänken abstattet, gefährlich sind, und verschwinden gewöhnlich mit Blitzesschnelle im Wasser, ehe der Jäger zum Schusse kommt.

Viele Amrumer beherbergen auch selbst Kurgäste, die in einem Hotel zu Mittag speisen. So hatte z. B. das überfüllte Seehospiz in dem nahen Norddorf an die 50 Gäste untergebracht. Solche Einnahmen helfen den Insulanern haushalten. Trotzdem sind die Leute den Fremden gegenüber nicht zu Seesternen geworden, welche die Muscheln umklammern und aussaugen; die widerliche Geldgier, welche in den meisten Badeorten die Eingeborenen beherrscht, ist den Amrumern noch nicht eigen, sie sind gastfrei und gefällig, ohne gewinnsüchtige Hintergedanken dabei zu hegen. Auch ihre Unpünktlichkeit, die den Fremden oft bei Wagenpartieen zur Verzweiflung bringen könnte, möchte ich auf Rechnung der Gemütlichkeit setzen, die bei dem Völklein noch eine Heimstätte hat.

Es ist ein ehrenhaftes, frommes Geschlecht, das die Insel bewohnt. Als Seeleute mögen viele draußen Schlimmes gesehen und gehört haben, aber daheim blieben gute Zucht und Sitte und der Väter Glaube unangetastet. Die alte Kirche zu Nebel ist allsonntäglich gut besucht, und Generalsuperintendent Kaftan konnte auch bei der diesjährigen Visitation der Gemeinde ein schönes Zeugnis ausstellen. Freilich mußte er auch die Befürchtung aussprechen, daß die hereinflutende Welt zerstörend wirken würde, daß der materielle Gewinn vielen zum Schaden an ihrer Seele ausschlagen könnte. Möge sich diese Befürchtung als unbegründet erweisen, mögen die Amrumer bleiben, was sie sind, ein schlichtes, kerniges, frommes und glückliches Völklein!

IV.

Das Rettungswesen.

Von besonderem Interesse ist das Rettungswesen auf der Insel. Nicht weniger als drei Stationen bieten die Möglichkeit, Verunglückten zu Hülfe zu eilen. Die Küste ist infolge ihrer vielen Sandbänke und der an ihnen sich bildenden Brandung äußerst gefährlich, so daß es oft unmöglich ist zu landen, und daß Amrumer nach vergeblichem Umkreisen ihrer Insel bei stürmischem Wetter schließlich vor List, dem nördlichsten Teile Sylts, anlaufen mußten.

Da hat denn die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger ihr Bestes gethan, um bei Unfällen helfen zu können. Die Rettungsboote „Elberfeld“ auf der Süd- und „Theodor Preußer“ auf der Nordstation haben schon manches Leben den Fluten entrissen.

Auf der Nordstation fand Mitte d. J. in Gegenwart des Ehrenpräsidenten, des Prinzen Heinrich von Preußen, eine Probe statt, welche bewies, daß in der denkbar kürzesten Zeit das Boot zur Hilfe bereit gemacht werden kann. Von dem Stationshause, welches in der Höhe der Dünen liegt, führt eine „Helling", ein Schienenstrang, in einem Winkel von 30 Grad ins Meer. Das Boot ruht auf Rädern, so daß es schnell die schiefe Ebene hinabgleitet und, unten angelangt, von den tragenden Achsen ein gut Stück ins Meer schießt, daß die Insassen sofort die Ruder einsetzen können. Das vorzüglich gebaute Boot ist durch seine getrennten Luftkammern auch beim Leckwerden vor dem Sinken ziemlich geschützt, und, ausgerüstet mit Pumpe und allen möglichen Hilfsmitteln, bietet es auch bei stürmischer See große Sicherheit.

Das Rettungswerk ist freilich trotzdem gefährlich genug. Das hat sich in trauriger Weise im Spätherbste 1890 wieder gezeigt. Ueber den Unglücksfall, der sich damals ereignete, berichtet die „Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" nach den schlichten, ergreifenden Angaben der Beteiligten folgendes:

„Am 29. Oktober, nachmittags 1 Uhr, erhielt der Vorsteher des Ortsausschusses auf Amrum, Herr Kapitän Schmidt in Nebel, eine Depesche, welche meldete, daß bei Wennigstedt (Sylt) ein Schiff gestrandet sei und mit dem Raketenapparate vergeblich Rettungsversuche gemacht würden, man solle doch womöglich mit einem Rettungsboote zu Hilfe eilen. Kapitän Schmidt ließ auf diese Nachricht hin sofort die Rettungsmannschaft zusammenrufen. In kurzer Zeit waren der Vormann Volkert Flor und sieben Mann der Rettungsmannschaft, unter ihnen Kapitän Schmidt, vor dem Rettungsschuppen am Strande versammelt, und der „Theodor Preußer" verließ noch vor 2 Uhr mit einer Besatzung von zehn Mann — es waren inzwischen noch zwei Freiwillige herbeigeeilt — und vollständig ausgerüstet seine Station. Hatte sich der Sturm auch erheblich gelegt, so traf das Rettungsboot draußen doch noch hochlaufende See und auf den vor Amrum liegenden Untiefen eine hohe Brandung an. Wie so oft vorher bewährte sich der „Theodor Preußer" auch diesmal auf seiner Fahrt, namentlich auch in der Brandung, ganz vorzüglich. Nach Aussage sämtlicher Ueberlebenden nahm das Boot nur wenig Spritzwasser über und war keiner der Leute vor dem traurigen Ereignis erheblich naß geworden. So gelangte das Boot bis unter Hörnum (Südspitze von Sylt), woselbst wieder eine Brandung zu durchfahren war. Auch diese wurde ohne besonderes Ereignis passiert. Damit waren in den Augen sämtlicher Leute vorläufig die größten Gefahren überwunden. Man war auf tieferes Wasser gelangt und hatte verhältnismäßig ruhigere See bekommen. Mit frischem Mute ging es nun vorwärts, als sich plötzlich ganz unerwartet eine hohe, spitze See dicht bei dem Boote bildete, quer in dasselbe einlief und es zum Kentern brachte. Dies war nachmittags 4½ Uhr. Alle Leute wurden hinausgeschleudert bis auf zwei Mann, welche unter das Boot gerieten. Zwei Leute, der Vormann Volkert Flor und dessen

Bruder Theodor, gelangten sofort auf den Kiel des gekenterten Bootes, alle übrigen schwammen auf ihren Korkjacken umher. Wenige Minuten nach dem Kentern richtete sich das Boot wieder auf, die Masten waren unter Wasser gebrochen. Die beiden, welche unter dem Boote waren, standen jetzt in demselben. Bald gelang es mehreren, unter denselben dem Vormann Volkert Flor, ins Boot zu kommen. Mit deren Hülfe wurden nun auch die übrigen Leute ins Boot gezogen bis auf zwei. Einer dieser beiden, Jens Peter Bork, trieb zwar auch ganz in der Nähe des Bootes, rührte sich aber garnicht; seine Kameraden glauben, daß ihn der Schlag gerührt hatte und er sich nicht mehr am Leben befand, zumal auch deshalb, weil er einen ihm zugereichten Bootshaken nicht erfaßte. Der andere noch im Wasser Treibende war der Bruder des Vormanns, welcher nach dem Kentern mit auf dem Kiel gesessen hatte. Dieser befand sich ziemlich weit vom Boote entfernt, würde aber zu retten gewesen sein, wenn man sich ihm hätte nähern können. Es waren aber nur noch zwei Reemen vorhanden, wie denn überhaupt alles lose Inventar verloren gegangen war. Später fischte man noch zwei Reemen mehr auf. Außerdem war das Boot voll Wasser, und die Leute hatten vollauf zu thun, dasselbe gegen die See zu halten und sich selbst festzuhalten. Nach und nach entfernten sich die beiden Nichtgeretteten mehr und mehr und wurden, da inzwischen völlige Dunkelheit eingetreten war, bald nicht mehr gesehen. Eben vor dem Kentern hatte der Vormann die Baake von Hörnum SSO. gepeilt und befand man sich etwa eine Seemeile vom Strande entfernt.

Die ganze Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit der braven Leute mußte aufgewandt werden, das Boot zu manövrieren. Da die Ledereimer fort waren, gelang es nicht, das Boot auszuschöpfen, und daher schlugen noch häufig Seen über dasselbe. Fortwährend im Wasser stehend, arbeiteten die Leute unausgesetzt, um das Land zu erreichen. Wollte einer oder der andere der Leute zaghaft werden, so wurde er durch seine Kameraden und namentlich durch das sichere und tapfere Benehmen des Vormanns ermutigt. Nach und nach, wenn auch sehr langsam, näherte sich das Boot dem Lande. Nun galt es, mit dem fast vollen Boot nochmals die Brandung unter dem Strande zu überwinden. Auch dies gelang, wenn auch die Leute sich nur mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte im Boote zu halten vermochten, denn die Brandung ging noch mehrere Male über dasselbe, ehe der feste Strand erreicht wurde. Endlich um 7 Uhr abends betraten die acht Leute, vollständig ermattet und fast steif vor Kälte, das Land in unmittelbarer Nähe der Hörnumer Baake. Hier wurden die Korkjacken abgelegt und beschlossen, unverweilt nach Rantum, dem nächstgelegenen, fast 1½ deutsche Meilen entfernten Dorfe zu gehen. Mehrere der Leute waren aber zu schwach, um rasch vorwärts zu kommen. Zwei der jüngeren und kräftigeren Männer gingen daher voraus, um von Rantum Hilfe zu holen, während die übrigen so schnell wie möglich folgten. Um 9 Uhr abends langten die ersten Leute in Rantum an, von wo aus den Zurückgebliebenen sofort Hilfe

gebracht wurde. Nachts um 12 Uhr erreichten auch die übrigen Leute das Dorf und fanden bei dem Strandvogt Thiessen, unserm Vormann der Rantumer Station, sowie bei sämtlichen Einwohnern die liebevollste Aufnahme.“

Am 31. Oktober abends traf der Inspektor der Gesellschaft, Kapitän Pfeifer, in Steenodde auf Amrum ein und erfuhr von dem Sohne des Kapitäns Schmidt, daß nach einer bei Pastor Tamsen in Nebel eingelaufenen Depesche zwei Leute der Bootsmannschaft ertrunken, die übrigen aber in Sicherheit waren. Abends 10 Uhr langten die Ueberlebenden noch bei ihren Angehörigen an.

Am nächsten Morgen ging Pastor Tamsen nach Norddorf zu den Frauen der Verunglückten, um ihnen von dem Tode ihrer Männer Mitteilung zu machen und ihnen Trost zuzusprechen. Hierauf begaben sich zu ihnen auch Kapitän Pfeifer und ein Mitglied der Husumer Bezirksverwaltung, das frühmorgens per Dampfer angekommen war. Beide Frauen hatten Säuglinge an der Brust; die Witwe Flor hatte fünf Kinder, von denen das älteste erst 14 Jahre zählte; die Witwe Bork hatte sieben Kinder, von denen das älteste der fünf zu Hause befindlichen ebenfalls erst 14 Jahre alt war. Die Männer bemühten sich, die Tiefbetrübten zu trösten und wiesen sie auch auf die Lebensversicherung der Rettungsmannschaften sowie auf die Unterstützung der Seeberufsgenossenschaft hin.

Später ließ der Inspektor die acht überlebenden Rettungsleute zusammenkommen und dankte ihnen im Namen der Gesellschaft für ihr aufopferndes und heldenmütiges Benehmen bei der leider so traurig verlaufenen Rettungsfahrt. Die Leute hoben trotz des Unglücks die große Seetüchtigkeit des Bootes hervor; die große Wehrhaftigkeit desselben, als es mit Wasser gefüllt durch die Brandung ging, hatte sie geradezu mit Bewunderung erfüllt.

Die Leichen der beiden Verunglückten sind am 17. November in Nord-Vorupöre auf Jütland geborgen worden. Durch Telegramm davon benachrichtigt, reiste der Vormann Volkert Flor dahin, rekognoszierte sie und wohnte ihrer Beerdigung bei. Er berichtet darüber: „Ich fühle mich gedrungen, es alle meine Landsleute wissen zu lassen, welch' gute christliche Behandlung den Verunglückten zu Teil geworden ist. Als ich daselbst ankam, fand ich die beiden Leichen am ganzen Körper gereinigt und in weißen Sterbekleidern vor. Die ganze Bevölkerung daselbst besteht aus Fischern; auch ist dort eine Rettungsstation, sodaß die Leute den Unglücksfall wie die Lage der Hinterbliebenen zu würdigen wissen. Auch ist bei genanntem Orte vor einigen Jahren ein ähnlicher Unglücksfall passiert, wobei acht Rettungsleute ihren Tod fanden. Dieselben ruhen dort in einem gemeinschaftlichen Grabe, und die beiden Amrumer sind ihnen zur Seite gebettet worden. Die ganze Bevölkerung wetteiferte, um uns hilfreich zu sein nnd den Beiden die letzte Ehre zu erweisen. Am Tage der Beerdigung wurden die Leichen mit Blumen und Kränzen geschmückt; das Zimmer war mit Flaggen ausgehängt, wie denn auch letztere von allen Häusern halbmast wehten. Die ganze Einwohner-

schaft hatte sich zur Beerdigung eingefunden. Nachdem man zwei Lieder gesungen, wurden die Särge geschlossen, und unter Vorantragung zweier Flaggen ging es zum Kirchhof. Zunächst wurden die Särge in die Kirche gebracht, woselbst der Prediger die Leichenrede hielt, nach welcher man die Beiden zur letzten Ruhe bestattete. Die Leichen wurden von der dortigen Rettungsmannschaft getragen, auch hatte dieselbe zwei schöne Kränze geliefert. Am Tage der Beerdigung fuhr kein Fischer in See, nachmittags waren die Läden geschlossen, alles zur Ehre der beiden Toten. Alle diejenigen, welche sich auf die eine oder andere Weise mit den Leichen beschäftigt hatten, wurden von dem Strandvogt unentgeltlich bewirtet. Volle Anerkennung verdient das Benehmen der Fischer Erik Mikkelsen und Christen Buntzen nebst Gehilfen, da sie gleich nach Auffindung der Leichen diese ans Land brachten und somit ihres Verdienstes für den Tag verlustig gingen."

Gemeinschaftliches Unglück ist auch ein Element des Glückes, weil der Liebe; wie schön bewahrheitet sich dieses Wort Richard Rothes an diesen schlichten Leuten!

V.

Das Seehospiz.

Das Seehospiz ist eine durchaus originale Schöpfung des schöpferischen Pastors v. Bodelschwingh. Doch hat nicht Gründungssucht ihn zu dem Bau veranlaßt, sondern ein Hilferuf. Als die Spekulation sich nach Amrum wendete, um große Badehotels zu errichten und den Strom der Fremden auf die stille Insel zu lenken, da fürchtete der treue Ortspfarrer Tamsen und die Gemeindevertretung mit ihm, daß kirchliche Sitte, Zucht und Ordnung geschädigt werden könnten. Tamsen suchte Hilfe, und sie ward ihm. Bodelschwingh übernahm es, ein Gegengewicht in Gestalt eines christlichen Hospizes zu schaffen. Im Vereine mit christlichen Freunden hat er durch freie Darlehen die Gründung ermöglicht und im Juni 1890 das Hospiz eröffnet. Der Gedanke, der ihn dabei leitete, „Badegästen, welchen Stille und christliche Hausordnung Bedürfnis ist, eine geeignete Erholungsstätte am Meeresstrande zu bieten unter Vermeidung mancher Ausgaben und Belästigungen, welche sonst öffentliche Kurorte mit sich zu bringen pflegen" — dieser Gedanke hat ja schon zur Errichtung des Hospizes auf Langeoog seitens des Klosters Lokkum geführt. Es wäre nun wenig angezeigt, darüber zu streiten, welches von den beiden so gearteten Hospizen den Vorzug verdiene; wir wollen uns freuen, daß wir sie alle beide haben. Aber ausschließlich der Schilderung des Amrumer sollen folgende Zeilen gewidmet sein.

Wer etwa meint, die Kurgäste müßten die Bielefelder Anstalten mit erhalten helfen, der irrt sich. Das Hospiz steht mit Bielefeld nur in Personal- und Herzensunion und hat sonst Selbstzweck. Seine Ueberschüsse werden zur Amortisation des Gründungsdarlehens, sodann zu der etwa nötig werdenden Erweiterung — und sie ist schon nötig

geworden — und endlich zur Preisermäßigung für weniger bemittelte Gäste verwendet.

Bodelschwingh hat sich auch hier wieder als Mann der Praxis erwiesen. Mit bewundernswertem Scharfblicke hat er den geeignetsten Platz erwählt. Hier an der Nordspitze vereinigt sich alles, um den Aufenthalt angenehm zu gestalten. Da hat der Kurgast zunächst eine reizende Aussicht. Wenn er auf der Veranda des Hospizes steht, so hat er zur Linken das Watt, die Insel Föhr und viele Halligen. Sodann gerade vor sich hat er die ganze gekrümmte Ostküste Amrums mit der leuchtenden Südspitze Wittdün. Weiter nach rechts erblickt er auf einer kleinen Anhöhe das Dörfchen Norddorf mit seinen Strohdächern und Hecken und Baumgärten, und vor dem Orte nach dem Hospiz zu weite, grüne Wiesenflächen. Hohe Dünen schließen das Bild nach Westen zu ab.

Die Nordspitze bietet aber ferner auch einen vorzüglichen Badestrand, zu dem man vom Hospiz aus in 3—4 Minuten auf bequemem Wege gelangt, der durch duftende Haide führt. Drunten am Meere findet man wieder den besten Promenadenweg, der in einer Breite von 20—25 Metern sich mehrere Kilometer lang hinzieht. Mögen die unruhigen Menschenkinder den Sand noch so sehr zerstampfen, die nächste Flut rollt wieder darüber hin und schafft wieder eine glatte, feste Fläche, als ob die Straßenwalze ihr Werk gethan hätte. Da sinkt der Fuß nicht ein, da giebt es nicht jenes ermüdende Waten im Sande, das eine Plage manches Seebades ist. Und dann, wie schön ist es, langsam dahinschreitend die Blicke hinüberschweifen zu lassen nach der schimmernden Südspitze Sylts oder hinaus in das offene Meer mit seinen Segeln, Möven und Wogenkämmen! Oder wie interessant, das Spielzeug zu betrachten, welches das Meer vor uns auskramt! Da häuft die Flut Strandgut in Menge, Kisten und Balken und Schiffstrümmer, für kleine und große Kinder eine unerschöpfliche Rumpelkammer, aus der sie das Material zu allerhand Bauten und Sandwühlereien entlehnen. Da werden Seesterne, Quallen und Muscheln verschwenderisch hingestreut, dazwischen bunte Steine und große Schlacken, von denen phantasiebegabte Finder behaupten, sie seien von einem isländischen Lavafelde allmählich hierhergespült worden, während prosaische Naturen sie für Kohlenschlacken der Dampfschiffe erklären. Sehr häufig findet sich auch in der Trompetermuschel der eigentümliche Einsiedlerkrebs, von dessen Faulheit und ihren verhängnisvollen Folgen der bekannte Drummond so reizend erzählt. Etwas modernisiert lautet seine Erzählung ungefähr so: Die armen Krebse haben ein rauhes und gefährliches Leben zu führen, da sie sich unter zackigen Felsen und Geröll aufhalten. Von den Wogen umhergeschleudert, würden sie bald zerrissen worden sein; zudem giebt es auch Meeresbewohner, welche Krebse recht schmackhaft finden. Da beschloß denn die ganze bedrängte Krabbenfamilie, sich schützende Panzer anzuschaffen, was freilich Arbeit und Ausdauer kostete. Nun war aber da ein Bursche, dem selbst der achtstündige Arbeitstag noch nicht demokratisch genug war. Nach berühmten Mustern kam er auf

den Einfall, wohlhabende Leute zu depossedieren und in ihren schönen Wohnungen den Glückstraum des Zukunftsstaates zu verwirklichen. Ohne einige Gewaltthätigkeiten läßt sich aber solch' eine humane Idee nun einmal nicht durchführen, und so verspeiste er eine dem Kapitalistenstande angehörige Molluske und machte sich's dann in ihrer luxuriösen Wohnung bequem. Was brauchte er sich nun einen Panzer zu erarbeiten? Hier hatte er genügenden Schutz und konnte das dolce far niente betreiben wie Diogenes in der Tonne. Aber die Strafe blieb nicht aus: der faule Einsiedler wurde zur Degeneration verurteilt. Die Abdominalgegend des Körpers verschrumpfte, und der Einsiedler wurde zu einem Raubritter der traurigsten Gestalt; das vierte und fünfte Gliederpaar verkümmerte gänzlich. Allerdings entwickelte der jämmerliche Bursche sein Schwanzende zu einem Organ, mit dem er sich in seiner Burg festhalten kann — aber was will diese Errungenschaft besagen gegenüber dem Verluste seiner Selbstständigkeit? Das Tier kann sich so wenig frei bewegen, wie ein Mitglied des Allerweltzuchthauses, das gewisse Leute „Zukunftsstaat" und „Himmel auf Erden" nennen. So illustriert das Meer durch den armen, verlumpten Einsiedlerkrebs eine wichtige sociale Moral: dein Ideal sei nicht ein möglichst behagliches Leben, sondern die Vollkommenheit deines Selbst!

Noch mancherlei Interessantes bietet der Strand. Wer früh aufsteht und Glück hat wie ein Hamburger Kandidat, der kann auch einen schlafenden Seehund finden und ihn mit dem Crockethammer erlegen.

Die Hauptsache ist aber in einem Seebade doch das Baden. Und dazu ist hier beste Gelegenheit. Ebenmäßig ohne Löcher und Tiefen senkt sich der Grund allmählich ins Meer, so daß jede Gefahr fast gänzlich ausgeschlossen ist. Und dazu welch' prächtiger Wellenschlag! Weißschäumig kommen sie gerollt, die hohen Wogen, und schlagen klatschend über dem Badenden zusammen und tragen ihn ein gut Stück nach dem Ufer hin.

Doch wir wenden uns zu dem Hospize zurück. Es besteht aus vier Häusern, auf Steinfundament aus Holz errichtet. Sie sind in Norwegen gefertigt und hier nur aufgestellt worden. Auch hierbei zeigt sich wieder der Praktikus. Da sich nämlich der Strand jedes Jahr durch die Einwirkung der See verändert, so ist es möglich, daß nach einiger Zeit der jetzige Badestrand unbrauchbar wird und eine andere Strecke ausgesucht werden muß. Da würde denn das Hospiz einfach abgebrochen und an der geeigneten Stelle wieder aufgebaut werden können. Trotz aller Einfachheit ist übrigens die Holzkonstruktion nicht ohne Eleganz.

In diesem Sommer hatte die Hospizverwaltung die hohe Ehre, Ihre Königliche Hoheit Prinzeß Heinrich nebst Gefolge zu beherbergen. Die hohe Frau hatte zwei Häuser für sich gemietet. Es hat ihr dort wohl gefallen und mancherlei ließe sich erzählen von reizenden Szenen eines schönen Familienlebens der hohen Herrschaften. Doch würde es schwerlich in deren Sinne sein, wenn ihr trauliches Stillleben an die Oeffentlichkeit gezogen würde. In weiteren Kreisen ist

ein Abenteuer des Prinzen Heinrich bekannt geworden. Er kam an einem Sonnabende unangemeldet in Wittdün an, um seine Gemahlin zu überraschen. In einen Wagen steigend, forderte er den Kutscher auf, ihn zur Prinzeß zu fahren. Der Mann, der ihn nicht kannte, sah ihn groß an und sagte dann mit erhabenem Lächeln: „Geben Sie sich keine Mühe, da kommen Sie ja doch nicht 'ran!“ — Sehr schön war auch die Geburtstagsfeier der hohen Frau. Die Hospizgäste sangen vor ihrem Hause am Morgen einen Choral und eine Deputation überbrachte die Glückwünsche. Auch die Neudeutschen von Helgoland sandten ein schmuckes Pärchen als Gratulanten. Am Abend wurde ein Feuerwerk abgebrannt, bei dem allerdings der gute Wille das Glänzendste war.

Daß die hohe Frau so gern auf Amrum weilte, ist dem erklärlich, der es kennt. Es giebt wenige Stellen, die sich einer solchen Weltabgeschiedenheit erfreuen wie das Hospiz. Das nächste Hotel liegt eine Stunde weit entfernt, sodaß sich nur selten einmal Fremde an den Hospizstrand verirren. Man lebt hier ganz unter sich wie eine große Familie und genießt völlige Ruhe. Keine schwatzende Menge, keine albern geputzten Modedämchen, keine zweifelhaften Konzerte, keine Reunions und anderes Unwesen, das die Erholung beeinträchtigt. Und doch ist das Leben keineswegs monoton.

Es ist nur regelmäßig. Zwischen 7 und 8 Uhr morgens vereinigen sich die Gäste am Kaffeetisch, und unmittelbar an das Frühstück schließt sich die Morgenandacht mit Schriftverlesung und Auslegung. So ist schon für den ganzen Tag der rechte Ton angeschlagen, der im Mittagsgebet und in der kurzen Abendandacht fortklingt. Sonntags findet voller Hausgottesdienst statt, da es nach der Kirche in Nebel etwas weit ist. Auf Pünktlichkeit wird streng gehalten; wer zu spät zur Mittags- oder Abendmahlzeit erscheint, der findet auf seinem Platze einen Missionsneger vor, der nicht eher weicht, als bis er ein Zehnpfennigstück erhalten hat, und erst dann heißt es: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen.“ Die Verpflegung ist übrigens sehr reichlich, sehr gut und billig.

Die Unterhaltung kommt zu ihrem vollen Rechte. Es herrscht im Hospize eine gesunde Fröhlichkeit, wie sie echter Frömmigkeit eigen ist. Bei günstigem Wetter wird der Nachmittagskaffee häufig in den Dünen eingenommen, und bei diesen „Dünenkaffee's“ wird gesungen, deklamiert und allerhand harmloser Scherz getrieben. Bei Regenwetter werden derartige Gesellschaftsnachmittage im Speisesaale abgehalten, und da werden erst recht Wunderdinge geleistet. Kleine Aufführungen, Quartette u. dergl. werden improvisiert oder auch nach sorgfältiger Vorbereitung in Szene gesetzt.

Oft veranstaltet auch die Hospizverwaltung für ihre Gäste Ausflüge, natürlich mit freiwilliger Beteiligung. Da segelt man mit guten Booten, die etwa 22 Menschen fassen, gefahrlos nach Sylt oder nach Wyk oder nach einer Hallig, und die Hospizküche liefert dazu schier überreichlich die Speisen und Getränke, ohne daß hierfür etwas besonders angerechnet würde.

Beliebt sind auch Wagen- und Fußpartieen bei Ebbe durch das Watt nach Föhr. Nur muß darauf geachtet werden, daß der Rückweg rechtzeitig vor Beginn der Flut angetreten wird. Sonst kann man Aehnliches erleben wie diesen Sommer elf leichtsinnige Leute. Die marschierten an einem schönen Nachmittage fröhlich auf dem nicht zu verfehlenden Wege nach dem fruchtbaren Föhr hinüber. Drüben im Dorfe Uetersum fanden sie so freundliche Aufnahme, daß sie nicht merkten, wie rasch die Zeit entfloh. Erst die sinkende Sonne mahnte sie daran, daß die Flut herannahe, und ein Blick auf die Uhr zeigte, daß die Zeit zur Heimkehr knapp bemessen sei. Trotzdem wagten sie den Rückmarsch; sie waren aber kaum über die Häfte, als sie sahen, wie die Flut geschossen kam. Nicht lange, so patschten sie schon bis über die Knöchel im Wasser, und bald reichte es über die Kniee; schließlich standen sie bis über die Hüften darin, und noch immer waren sie mindestens 20 Minuten vom Strande entfernt, hatten auch noch zwei Tiefs zu durchschreiten, die bereits zu reißenden Wattströmen geworden waren. Die Gefahr war wirklich sehr groß, und nach dem Urteil der Amrumer wäre es nicht mehr möglich gewesen, gehend das Land zu erreichen. Glücklicherweise wurde die mißliche Lage der Wanderer von der Hausmutter des Hospizes entdeckt, und glücklicherweise war auch gerade ein Boot mit Bemannung zur Stelle, das ihnen zur Hilfe geschickt werden konnte. So kamen sie mit einem unfreiwilligen Bade davon. Bei der Abendandacht aber dankte die Hospizgemeinde für die gnädige Errettung.

Wie treulich die liebe Hospizverwaltung für ihre Gäste sorgt, davon nur noch einen Beweis. Kommt da eines Tages ein zehnjähriges Bürschlein an mit einem Brief seines Vaters und spricht: „Ich bin Otto S. aus F. und soll vier Wochen hier bleiben.“ Und die Eltern hatten sich nicht getäuscht, wenn sie gemeint hatten, auch ohne ihre Aufsicht sei ihr Söhnlein dort gut aufgehoben. Sie haben ihren Otto körperlich gekräftigt und geistig nicht verwildert, sondern eher etwas wohlerzogener wiederbekommen.

Doch soviel Schönes sich noch von dem Hospiz erzählen ließe, so sei's doch hiermit genug. Wer es genauer kennen lernen will, der möge selbst einmal dahin gehen und sich an der christlichen Gemeinschaft wie an der stärkenden See erquicken. Wer einmal dort war, der schied ungern und kehrt im nächsten Jahre gern wieder. Und wenn die Hausgemeinde äußerlich auseinander gehen muß, so singt sie doch:

„Zieht ihr in Frieden,
Die ihr zu scheiden scheint;
Im Norden, Süden,
Fühlt euch mit uns vereint!
Mit Blicken und mit Herzensflammen
Treffen wir immer in Ihm zusammen.“

Aerztlicher Bericht

für das Seehospiz auf Amrum geschrieben von

Dr. med. K. Gmelin-Stuttgart.

Wer aber nicht aus bloßer Sehnsucht nach Ruhe oder nach der Pracht des Meeres im Sommer zum Wanderstab greift, wer zugleich auf Heilung körperlicher Bresthaftigkeit ausgehen muß, für den sei noch ein kurzes Wort über die Wirksamkeit von Luft und Wasser der Nordsee hierhergesetzt.

Die Luft. — Mir saß bei Tisch ein Chemnitzer Herr gegenüber; er sah nicht schlecht aus, wie er kam, aber als er einen Tag lang draußen der Seehundsjagd obgelegen, gab seine Gesichtsfarbe der eines gebräunten Seemannes wenig mehr nach; und mehr oder weniger muß sich diese Veränderung jedes Gesicht vom Sonnenschein und Seewind gefallen lassen. Die Wirkung der Sonnenstrahlen ist eine energischere, weil die Luft klarer, frei von Rauch und Staub ist. Es darf in unserer Zeit, welche die Bazillen und unter denselben so viele Krankheitserreger entdeckt hat, wohl erwähnt werden, daß die Seeluft nahezu frei davon ist, in einem Kubikmeter vielleicht nur 500 enthält, gegen 14 000 in der Großstadt. Dagegen sind derselben besonders nach Stürmen, bei kräftiger Brandung, Salzteilchen beigemischt. Im übrigen weicht die Zusammensetzung der Seeluft, was Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure betrifft, nicht von der Hamburger oder Berliner ab. Von größerer Bedeutung sind die Feuchtigkeit, die gleichmäßige Temperatur und der größere Luftdruck. Die Feuchtigkeit, eine Folge der Wasserverdunstung auf der weiten Meeresfläche, entzieht zusammen mit der steten Bewegung der Luft dem Körper mehr Wärme und beschleunigt dadurch den Stoffwechsel. Durch die gleichmäßige Temperierung jedoch empfinden wir die größere Wärmeabgabe viel weniger; auch bei ordentlichem Wind, und noch im Oktober erkältet man sich an der See viel weniger leicht, als im Klima des Binnenlandes mit seinem raschen Temperaturwechsel. Die Dichtigkeit der Seeluft im Unterschied von der dünnen Gebirgsluft thut nach alter Erfahrung, besonders nervösen Personen, sehr gut. Alle diese Eigenschaften empfindet besonders derjenige Gast, welcher aus anderem Klima an die See kommt. Wohl ihm, wenn ein guter Magen gestattet, den steigenden Appetit, eine Folge des gesteigerten Gesamtstoffwechsels, gewähren zu

lassen; denn eine gewisse Portion Kraft ist notwendig, um das Seeklima ertragen zu können und Nutzen davon zu haben. Speziell wird letzteres gerühmt für viele Nervenleiden. Nach einigen Tagen gesteigerter Erregung macht sich eine beruhigende, niederschlagende Wirkung geltend. Am meisten befriedigt sind die, welche an Schlaflosigkeit litten. Ein nicht kleines Kontingent unter den Gästen stellen sodann Skrophulöse und Brustkranke. Schon die Alten schickten ihre Lungenleidenden zur See und wenn die größere Sterblichkeit der Seeleute diese Therapie erschütterte, so übersah man die ungünstige Wirkung der schlecht ventilierten Kojen und der einseitigen Ernährung. Dasselbe gilt vom Emphysem und vom chronischen Bronchialkatarrh.

Die Beeinflussung des Stoffwechsels läßt erwarten, daß konstitutionelle Krankheiten in besonderem Maße sich für den Gebrauch der Seeluft eignen. Skrophulöse Kinder brauchen nicht einmal zu baden und doch wird das Aussehen gesunder, der Appetit reger, die Drüsenschwellungen gehen zurück. Bleichsucht und Blutarmut laden aus denselben Gründen ein.

Noch viel tiefer greifend ist die Wirkung des Wassers, respektive des kalten Seebades. Die starke Wärmeentziehung durch dasselbe ruft eine Steigerung der Wärmebildung, eine Anfachung der Oxydationsprozesse im Innern des Körpers hervor. Der Salzgehalt und die Bewegung des Wassers, der Wellenschlag reizen die Haut mehr, so daß wir die Abkühlung weniger empfinden als im Flußbad. Wir haben im Seebad vereinigt: das kalte Bad, das Wellenbad und das Soolbad. Demgemäß eignen sich für dasselbe wiederum manche Kranke, deren Nervensystem nicht mehr ganz in Ordnung ist. Der wohlthätige Einfluß des kalten Wassers auf dasselbe ist bekannt. Die Cirkulation des Blutes wird angeregt, die Oxydation desselben vollständiger. Die schlaffe Haut, oder besser die Kapillaren in derselben, werden durch die plötzliche Kälte beim Eintritt ins Bad zur Kontraktion gebracht, und gewinnen allmählich wieder eine solche Elastizität, daß sie sich den gewöhnlichen Schwankungen der Witterung leicht anpassen; mit einem Wort: der Mensch wird abgehärtet. Wo die Ernährung darniederliegt, wo die Organe, welche dem Stoffwechsel dienen, träge funktionieren, da wird deren Energie gesteigert auf lange hinaus.

Es kommen daher für das Seebad auch wieder ähnliche Erkrankungen in Betracht, wie für die Seeluft, nur daß eine größere Reaktionsfähigkeit beim Gebrauch derselben vorausgesetzt werden muß. Aus letzterem Grunde sind von demselben eine Reihe von Kranken auszuschließen. Die rasche Verdrängung des Blutes aus der Haut nach den inneren Organen beim Eintritt in das kalte Bad beansprucht eine größere Anstrengung des Herzens und eine hinlängliche Widerstandsfähigkeit der Arterien. Dieser Umstand schließt Herzleiden, Erkrankungen der Blutgefäße, Neigung zu Blutungen aus irgend einem Organ vom Strandbad aus. Unter Uebergehung einer Reihe von Störungen, welche erfahrungsgemäß durch das kalte Bad ebenfalls nicht günstig beeinflußt werden, sei nur noch das zarte Kindesalter und das Greisenalter als Kontraindikation genannt. Wollen solche Gäste neben

der Seeluft doch auch Bäder haben, so stehen ihnen im Amrumer Hospiz warme Seebäder zur Verfügung. Sie entsprechen in ihrer Wirkung den mittelstarken Soolbädern mit 2½—4 Prozent Kochsalzgehalt, können natürlich aber durch Zusatz von Salz auch den stärksten gleich gemacht werden. Sie werden mit Nutzen verwendet bei Herzkrankheiten, Gicht, chronischen Gelenksentzündungen, einigen Unterleibsleiden.

Zum Schluß noch einige Fragen! Wann kann man mit Nutzen in unser Bad reisen? — Der früheste Gast des Hospizes pflegt sich im Anfang Juni einzustellen und rühmt da schon Wasser und Luft und die herrliche Ruhe. Wer es kann, wem die Ferien nicht von Amt oder Familie vorgeschrieben sind, möge es ihm nachthun. Ein Regentag zwischen hinein ist am Meeresstrande leichter zu ertragen als im Gebirge.

Und auf wie lange? — Die Nordsee greift mehr an wie die Ostsee und deshalb kann die Kur kürzer dauern, aber unter 4 Wochen sollte sie nicht angesetzt werden.

Eins noch nicht zu vergessen: Warme Kleider mitbringen, dafür ein anderes zu Hause lassen: die Sorgen. Ueber dem Eingang zu den Antoninischen Bädern in Rom stand der Spruch: „Non hic curatur qui curat“: „Wer sorgt, wird nicht kuriert“. Was die Römer sich merken konnten, wird uns zweimal leicht, wenn wir von Amrums Strand zu dem weiten, weiten Himmel, zu Wolken und Winden und noch höher hinaufblicken.

Ueber

Amrum und sein christliches Seehospiz

dürften folgende Angaben noch von allgemeinem Interesse sein:

Die **Seereise von Hamburg** mit der „Cobra“, die vom 12. Juni an jeden Montag, Mittwoch und Freitag morgens 8 Uhr aus Hamburg und Dienstags, Donnerstags und Sonnabends von Amrum zurück fährt, dauert, Helgoland berührend, 8 bis 9 Stunden, und kostet die Einzelfahrt 16 Mark, Hin- und Rückfahrt (45 Tage gültig) 27 Mark.

Die **Reise über Land** (Niebüll-Dagebüll), dreimal täglich Verbindung mit Hamburg, darunter ein Schnellzug mit I., II. und III. Klasse, und mit dem täglich zweimal kursierenden Postdampfer „Stephan“ durchs Wattenmeer nach Amrum dauert ebenso lange, falls nicht durch den sich nach Ebbe und Flut richtenden Fahrplan des „Stephan“ Aufenthalt entsteht. — Die Hinfahrt kostet von Hamburg

III. Klasse M. 13,10 bis M. 14,40; II. Klasse M. 18,20 bis M. 19,50. Es gibt auch direkte Rundreisekarten (45 Tage gültig) von vielen größeren Stationen, die zur Fahrt mit der „Cobra" und über Land berechtigen. Ein solches kostet z. B.: III. Klasse: von Hamburg M. 22,90, von Lübeck M. 22,80, von Hannover M. 33,80, von Berlin M. 40,30, von Leipzig M. 45,10; II. Klasse: von Hamburg M. 30,—, von Lübeck M. 29,90, von Hannover M. 46,30, von Berlin M. 56,10 von Leipzig M. 63,30. Unbemittelte Badegäste, die zu ermäßigten Preisen im Hospiz Aufnahme finden, genießen auf Grund einer Bescheinigung seitens des Hospizes auf Eisenbahn und Dampfschiff Ausnahmspreise.

Das Seehospiz ist durch Telephon mit dem Post- und Telegraphenamt Nebel verbunden. Für bequeme Wagenverbindung von der Landungsbrücke zum Hospiz ist Sorge getragen. Es sind Arzt und Apotheke auf der Insel und warme Seebäder im Hospiz. Das Hospiz hat im Jahre 1890: **103**, 1891: **177**, 1892: **245 Gäste** beherbergt, die sich nach Heimat und Beruf wie folgt verteilen:

Ihre Königlichen Hoheiten Prinz und Prinzessin Heinrich von Preußen, mit Prinz Waldemar, Gefolge und Dienerschaft, 15 Personen.

	1890	1891	1892	Summe
Schleswig-Holstein	26	37	57	118
Hamburg	13	42	34	89
Sachsen u. Thüringen . . .	9	22	50	80
Westfalen	22	14	7	44
Berlin	6	16	16	38
Mecklenburg	5	11	12	27
Schlesien	—	4	11	15.
Provinz Brandenburg . . .	5	4	5	14
Lübeck	3	8	2	13
Rheinland	2	2	7	11
Bremen	—	1	9	10
Württemberg	—	1	9	10
Frankfurt a. M.	3	5	1	9
Hessen u. Nassau	—	2	7	9
Pommern	—	—	7	7
Ostpreußen u. Posen . . .	2	1	2	5
Hannover	3	—	2	5
Braunschweig	3	1	1	5
England	1	1	2	4
Baden	—	1	2	3
Holland	—	—	2	2
Schweiz, Dänemark, Rußland	—	3	—	3
Bayern	—	1	—	1
	103	177	245	525

	1890	1891	1892	Summe
Pastoren	19	30	21	70
Lehrer	6	14	11	31
Kaufleute	9	9	11	29
Juristen	3	1	5	9
Beamte	—	1	6	7
Aerzte	—	1	5	5
Offiziere	—	—	5	5
Verschied. Ständen angehörig	1	8	4	13
Kandidaten	3	3	2	8
Studenten	4	4	7	15
Konfirmierte Schüler	2	3	8	13
Hausväter und Diakonen	3	2	3	8
Männliche Erwachsene	50	76	88	214
Ehefrauen i. Begl. ihrer Männer	8	11	24	43
„ ohne „ „ „	1	19	20	40
Unvrh. Damen i. Bgl. ihrer Eltern	10	7	13	30
„ „ ohne „ „ „	2	23	11	36
Lehrerinnen	16	21	38	75
Diakonissinnen	13	2	4	19
Weibliche Erwachsene	50	83	110	243
Unkonfirmierte Kinder	3	16	29	48
Dienstboten	—	2	3	5
	103	177	230	510

Um dem wachsenden Bedürfnis nachzukommen, wurde 1893 zwischen Norddorf und der Rettungsbootstation — 5 Minuten vom Dorf und ebenso weit vom Badestrand entfernt — ein **zweites Hospiz** gebaut. Mit gleicher Hausordnung und denselben Zwecken dienend, ist dasselbe außer für etliche Hausgäste besonders zur Heimstätte für die in zahlreichen vom Hospiz gemieteten Privatwohnungen unterzubringenden Gäste bestimmt, und bietet in Haus und Dorf etwa 110 Personen Herberge, während das alte Hospiz etwa 90 Gäste aufnehmen kann. Es liegt 12 Minuten von diesem entfernt, im Schutz hoher Dünen, und mit freiem Ausblick auf das Meer, die Inseln Sylt und Föhr, grüne Wiesen, Dünen und das alte Hospiz. Der Platz wurde gewählt, um durch die größere Entfernung beiden Häusern die wünschenswerte Ruhe und den Familiencharakter zu wahren. Zugleich aber mit Rücksicht auf die dem Hospiz schon 1892 in größerer Zahl zur Verfügung gestellten Norddorfer Privatwohnungen, und die Erfahrung, daß die Gäste sich bei den Insulanern wohl fühlten und vielfach die Ruhe dieser Wohnungen als Vorzug schätzten.

Die Preise für die einzelnen Zimmer betragen wöchentlich durchschnittlich 6 bis 18 M., einzelne noch billiger und teurer; Bett, Bettwäsche, Licht und Bedienung à Person 3 M.; volle Beköstigung für

Erwachsene 21 M. Keine Trinkgelder. — Für den Monat Jun und die Zeit vom 15. September bis 15. Oktober werden die Zimmerpreise ermäßigt.

Der derzeitige Vorstand des Seehospizes besteht aus den Herren: Pastor Koopmann, Hamburg, Anscharplatz, Vorsitzender; Pastor D. von Bodelschwingh, Bielefeld, stellvertretender Vorsitzender; Hauptpastor Schacht, Albersdorf i. Holstein; Graf Bernstorff-Stintenburg, Geh. Ober-Reg.-Rat, Berlin W., Rauchstraße; Lehnsgraf Schack zu Schackenburg, Mögeltondern; Probst Ziese, Schleswig; Pastor Müller, Nebel auf Amrum; Trajan Rittershaus, Professor am Polytechnikum zu Dresden; Pastor Buschmann, Braunschweig.

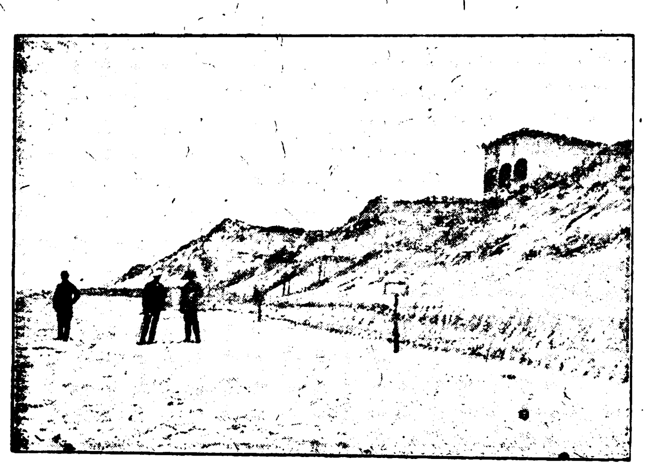
Die Kassengeschäfte des Hospizes liegen in Händen des Diakonissenhauses Sarepta bei Bielefeld, welches Eigentümerin des Hospizes ist.

Anmeldungen, Anfragen über Wohnungen — für beide Hospize und Norddorf — Reiseverbindungen, Prospekte, Hospizphotographien und alle sonst auf den Amrum-Aufenthalt bezüglichen Angelegenheiten sind bis zum 15. Mai an **Diakon Ahlmann, Gadderbaum bei Bielefeld,** vom 15. Mai ab an die **Verwaltung des Seehospizes auf Amrum (Post Nebel)** zu richten. Frühzeitige feste Anmeldung — spätestens 8 Tage vor der beabsichtigten Ankunft — ist, zumal über die Wahl der Zimmer oft ein mehrmaliger Briefwechsel nötig wird, dringend anzuraten; für die Monate Juli und August, wo der Ferien wegen der Andrang so groß ist, daß nicht alle Anmeldungen berücksichtigt werden können, möglichst schon im Mai einzuleiten.



Familienhaus Nr. 2 (Prinzenhaus). Hauptgebäude mit Speisesaal.

Ernst Siedhoff, Bielefeld.



Badestrand mit Strandhalle.

